

Der besessene Joyce-Leser

Die Aufsätze des Anglisten Fritz Senn aus den Jahren 1959 bis 1983 · Von Helmut Winter

„Joyce-Leser heben sich von anderen Lesern durch die **Besessenheit** ab, mit der sie eigene Beobachtungen und Entdeckungen den Umstehenden mitteilen“, schreibt Fritz Senn in seiner Aufsatzsammlung, die den mehrdeutigen Titel „Nichts gegen Joyce“ trägt, und ist dann doch selbst alles andere als aufdringlich: Mit der ans Schrullige grenzenden Bescheidenheit des Einzelgängers und Spezialisten hat er sich lange dagegen gesträubt, seine verstreuten Arbeiten über James Joyce in einem Band sammeln zu lassen.

Denn Senn ist über jene Philologen-Eitelkeit erhaben, der es allein darauf ankommt, Quellen nachzuweisen, Zitate zu identifizieren und Texte auf ihre Bedeutung festzulegen. Sein Anspruch ist maßvoller – und gleichzeitig anregender: Er will verfolgen, „was schon ein paar Wörter zu bewirken vermögen“. So analysiert Senn etwa, mit überraschenden Ergebnissen, die Funktion des lateinischen Mottos von „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“, korrigiert die abfälligen Bemerkungen von Arno Schmidt über das Joycesche „Wortgeschüttel“ und wirft unter der Überschrift „A Reading Exercise in „Finnegans Wake““ Licht auf eine Vielzahl von dunklen Stellen.

Ausgiebig befaßt er sich mit Problemen und Details der Joyce-Übersetzung – unter anderem mit der „fruchtbaren Illusion der Übersetzbarkeit“ dieses Autors –, erörtert das altsprachliche Rüstzeug des Iren (der Verfasser des „Ulysses“ konnte kein Griechisch), und in einer Serie von Miszellen teilt er allerlei Kurioses aus der Werkstatt des Wortedrehslers mit.

Wie er das wurde, was er heute ist, nämlich einer der besten Joyce-Kenner im deutschen Sprachraum, beschreibt Senn im letzten Abschnitt dieses Buches, in dem er den Werdegang eines „Amateur-Fachidioten“ skizziert. Der gebürtige Baseler ist durch den Züricher Anglisten Heinrich Straumann auf Joyce gestoßen worden; die Tatsache, daß Joyce in Zürich lebte und starb, spielte dabei kaum, der Ruf des „Ulysses“ dagegen eine entscheidende Rolle: Der Roman galt als obszönes Buch. Die Faszination übertrug sich auf „Finnegans Wake“ – „und dann war der Schritt vom bloßen Lesen zum aufdringlichen Kommentieren gar nicht mehr so groß“.

Kommentiert hat Senn das Joycesche Werk seit einem Vierteljahrhundert, in Zeitungsartikeln, Vor- und Nachworten, Fest- und Gedenkreden, wissenschaftlichen Aufsätzen – sie liegen hier nun ge-

sammelt und sorgfältig ediert vor. Senn hakt sich mit Vorliebe in einem Wort, an einer Textstelle fest, um einer Störung, einem semantischen Nebeneffekt auf den Grund zu gehen, und fast wie der Meister selber führt er dem Leser vor, wie Sprache zerbröckelt, erstarrt, abstirbt, als totes Material herumgereicht wird und wie sie trotzdem weiterbesteht, neu und anders auflebt, sich regeneriert.

Joyce, man weiß es, war von der Macht der Wörter fasziniert. Das trieb ihn dazu, in „Finnegans Wake“ die Sprache so weit aufzuladen, daß er nicht mehr verstanden wurde. Senn ist weit entfernt zu glauben, er sei im Besitz des wahren Verständnisses oder es gäbe eine Formel, die dieses Werk zusammenhält, dennoch aber überzeugt davon, daß Joyce-Leser bevorzugt sind: „Sie neigen dazu, alle andere Lektüre flach und zweidimensional zu finden.“ Es ist einer der Vorzüge dieses Sammelbandes, daß sein Autor Fritz Senn es versteht, Lust auf das Lesen des Originals zu wecken.

Fritz Senn: „Nichts gegen Joyce“. Joyce versus Nothing. Aufsätze 1959–1983. Herausgegeben von Franz Cavigelli. Haffmanns Verlag, Zürich 1983. 319 S., geb., 30,- DM.